

Stiftung
Namen-Jesu-Kirche

Während draußen alles festlich beleuchtet ist, und die Menschen in vorweihnachtlicher Stimmung durch die Straßen der Innenstadt zum Weihnachtsmarkt strömen, wird in der Namen Jesu Kirche gegraben, gehämmert, Schutt geschleppt und kräftig gebaut, damit ihre Renovierung bis Ende 2011 abgeschlossen werden kann. Die Kirche ist eine einzige große Baustelle: Überall stehen Gerüste, die Kirchenbänke sind ausgelagert und die Altäre und Beichtstühle gut verpackt, damit sie durch die Bauarbeiten keinen Schaden nehmen. Auch wenn hier in diesem Advent keine Kerzen die Dunkelheit erhellen werden, so geht es doch in der Namen Jesu Kirche durch und durch adventlich zu: alles wird erneuert und hergerichtet, damit sie wieder ein schöner Raum wird, in dem Menschen Gott begegnen können. Das Land Nordrhein-Westfalen renoviert aber nicht nur die Kirche, sondern ertüchtigt auch ihre Türme, so dass im Südturm in Zukunft drei weitere Glocken ihren Platz finden können. Bisher hängt hier nur die aus dem Jahr 1536 stammende älteste Brandglocke Bonns. Denn die Namen Jesu Kirche war fast 200 Jahre lang wegen ihrer Lage im Herzen der Stadt der Sitz der Bonner Turmwächter.

Das vorliegende Heft will inspirieren, die Namen Jesu Kirche als einen Ort wiederzuentdecken, an dem Menschen wach sind für die Zeichen der Zeit und ihre Stimme erheben, wo sie den Anfang eines neuen Tages erspähen.



Bitte unterstützen Sie uns mit Ihrer Spende, damit zur Eröffnung im Juni 2012 neue Glocken der Namen Jesu Kirche über der Bonner Innenstadt erklingen können als einladender Ruf an alle: „Wacht auf! Gott kommt! Er steht schon vor der Tür!“

Im Namen all jener, die sich in der Stiftung Namen-Jesu-Kirche engagieren, wünschen wir Ihnen allen eine gesegnete Advents- und Weihnachtszeit. Möge der Friede Gottes in Ihren Häusern und in Ihren Herzen Einzug halten.

Stefanie Weimbs-Rust

Claudia Hamelbeck

Pfarrerin Henriette Crüwell





„Wachet auf!“, ruft uns die Stimme der Wächter sehr hoch auf der Zinne.

„Wach auf, du Stadt Jerusalem.“ Mit diesem Ruf beginnt ein altbekanntes Kirchenlied von Philipp Nicolai, das besonders in der Adventszeit gerne gesungen wird.

Wer hier ruft, sind die Türmer, die in luftiger Höhe den Überblick haben: über die ganze Stadt mit all ihren Straßen und Gässchen, den kleinen und großen Häusern, ihren Plätzen und Alleen bis weit über die Stadtmauern hinaus auf die umliegenden Felder und Wiesen, Höhen und Berge. Sie wachen dort oben, während alle anderen in der Stadt schlafen. Sie passen auf, dass die Schlafenden weder vom Feuer noch von Feinden überrascht werden. Und in Zeiten, in denen die Menschen noch keine Wecker und Uhren kannten, war es die Aufgabe der Türmer, nach dem Morgen Ausschau zu halten, der sich am Horizont ankündigt, und die Stadt aus ihrem Schlaf zu wecken.

Auch in Bonn gab es bis ins Jahr 1897 zwei Turmwächter. In der Polizeiordnung vom 15. Dezember 1698 heißt es: „Zwei getreue, fleißige Wächter auf St. Remigii Thurm sollen schuldig seyn, vor und nach Mitternacht fleißige Wacht zu halten, und so oft als die Uhr im Münster schlägt, die Stund mit dem Wachthorn zu vermelden, auch so oft sie von den Bürgermeistern, Wachtmeister – oder anderen Wächtern, und Bürgern, in Feuersnoth und Gefahr angerufen werden, richtig Bescheid zu geben.“ Ihr Beobachtungsposten wurde 1809, nachdem der Turm von Sankt Remigius abgerissen worden war, in den Nordturm der Namen Jesu Kirche verlegt. Die älteste Bonner Brandglocke aus dem Jahr 1536 hatte zuvor ihren Platz im Südturm der Kirche gefunden – und das bis heute.

Das Leben eines Türmers war alles andere als romantisch, sondern ein karges, einsames und recht zugiges Dasein. In einem Artikel des Generalanzeigers vom 7. April 1895 über den letz-





ten amtierenden Turmwächter der Stadt Bonn heißt es: „Nachdem es über ca 60 Steinstufen hinaufgegangen, wird das Aufsteigen etwas mühseliger, besonders bei Nacht, denn auf einer schmalen hölzernen Wendeltreppe von etwa 150 Stufen klettert man, indem man sich mit der Hand an einem angebrachten Seile festhält, zum kleinen Thurmgemach empor, in das man durch eine Fallthür gelangt. Es ist ein niedriges achteckiges Gemach von etwa drei Metern Durchmesser. Das einzige Mobiliar besteht aus einem kleinen wackeligen Stuhle und einem hölzernen Lehnssessel (...) Außer diesem Stuhle enthält die öde, mit kleinen doppelten Glasfenstern versehene Thurmstube ein kleines Wandtischchen; aus alter Zeit eine rothe Flagge (sie diente am Tage dazu Gefahren zu melden), eine mit rotem Glas versehene Laterne und – eine Erfindung der Neuzeit, ein Telephon.“ Das Telefon war eine Standleitung zum Wasserwerk und zur städtischen Feuerwehr, weil der Türmer nicht nur ein Feuer, sondern auch den Stand des Hochwassers zu vermelden hatte, das der Rhein alljährlich mit sich brachte. Es gab da oben in der Thurmstube weder einen Ofen noch sonst eine Annehmlichkeit, weder Gesellschaft noch Ablenkung. „Was hat der alte Thurmwächter, der eine gesunde, kräftige Constitution hat, hier in luftiger Höhe in ungeheizten Räume Kälte ausharren müssen,“ resümiert der Verfasser des Artikel aus dem Jahr 1895, „und doch dabei auf's gewissenhafteste seines Amtes gewaltet.“ In den Nächten des zweiten Weltkriegs tat noch einmal ein Türmer seinen Dienst im Nordturm der Namen Jesu Kirche: er meldete der städtischen Feuerwehr Nacht für Nacht, wo überall in der Stadt die Bomben eingeschlagen waren, und die Häuser brannten.

Lange bis ins letzte Jahrhundert hinein waren also die Turmwächter für eine Stadt unverzichtbar. Sie hatten ein wichtiges Amt. Wo sie fehlten oder unzuverlässige Gesellen waren,

konnten die Menschen nicht ruhig schlafen; da waren Sicherheit und Ordnung fundamental gestört. Als Gott sich in den Schilderungen des Propheten Jesaja wieder Jerusalem zuwendet, ist bezeichnenderweise das erste, was er als Geste der Versöhnung für die zerstörte Stadt tut, Wächter über ihre Mauern zu bestellen.

Aber die Aufgabe der Türmer war nicht nur die Warnung vor Gefahren, sondern auch die Zeitansage in der Nacht, in der man sich nicht am Stand der Sonne orientieren kann, um zu wissen, wie spät es ist. Viele so genannte Wächterlieder aus dem Minnegesang des Mittelalters handeln davon. Der Wächter wird hier zum Warner zweier heimlich Liebender, die bei Tagesanbruch Abschied voneinander nehmen müssen. Geistlich gewendet wird der Weckruf zur Mahnung an die Sünder, umzukehren und sich vom Schlaf der Sünde zu erheben. „Wächter, wie weit ist die Nacht“, heißt es auch schon beim Propheten Jesaja, der sich selbst als Wächter Jerusalems verstand. Er wurde nicht müde, mitten in der Nacht nach dem neuen Tag Ausschau zu halten, andere aufzurütteln und mit dieser Hoffnung anzustecken: „Wächter, wie weit ist die Nacht?“, so fragen die Leute. Der Wächter antwortet. Es kommt der Morgen, es kommt auch die Nacht. Wenn ihr fragen wollt, kommt wieder, und fragt.“

„Meine Seele harret auf den Herrn mehr als der Wächter auf den Morgen“, beteuert der Beter im Psalm 130. Und in den Wochen vor Weihnachten werden wir alle zu solchen Wächtern. Wie eine Grundmelodie durchzieht die Aufforderung wach zu bleiben und zu wachen, die kirchlichen Lesungen in der Adventszeit. „Wir leben im Advent Gottes, wir stehen auf der Wache in Erwartung des Kommenden und mit angespannter Aufmerksamkeit gehen wir dem kommenden





Gott entgegen“, schreibt der bekannte evangelische Theologe Jürgen Moltmann und bringt damit unsere Wächtersein als Glaubende auf den Punkt. Und in der Lesung aus dem Buch des Propheten Jesaja zum ersten Weihnachtstag hören wir schließlich: „Horch, deine Wächter erheben die Stimme, sie beginnen alle zu jubeln. Denn sie sehen mit eigenen Augen, wie der Herr nach Zion zurückkehrt.“

Die Namen Jesu Kirche in der Bonngasse war jahrhundertlang der Ort, wo mitten in der Stadt Menschen für andere gewacht, nach Gefahren Ausschau gehalten haben und den neuen Tag Nacht für Nacht erwartet haben. Wir brauchen heute zwar keine Türmer mehr, die vor Feuer und Feinden warnen. Aber wir haben mehr denn je Menschen nötig, die wachsam sind für die Zeichen der Zeit und die in den Irrungen und Wirrungen den Überblick behalten – Menschen mit Weitblick also, die über die Grenzen des Kontinents, des Landes, der Stadt und schließlich des eigenen Bauchnabels hinausschauen können. Der Verfasser des eingangs zitierten Kirchenlieds war ein solcher Mensch. Inmitten der finsternen Katastrophe der Pest im Winter 1597/1598 hat er die Vision des „wunderschönen Paradeis“ wachgehalten. Auch hinter uns liegt ein Jahr, in dem eine Katastrophe der anderen folgte. Es waren aber vor allem Katastrophen, die wir Menschen mit unserem rücksichtslosen Lebensstil selbst verschuldet haben. Denken wir doch nur an die Ölpest im Golf vom Mexiko. Wir scheinen uns aber immer noch im Schlaf der Sicherheit zu wiegen, dass wir so weitermachen können wie bisher und dass es für uns schon noch reichen wird.

Mitten in der rastlosen Geschäftigkeit der Stadt sind Orte wie die Namen Jesu Kirche in Bonn daher im wahrsten Sinne des Wortes not-wendig. Dort kann man Abstand gewinnen, um wieder

den Überblick und damit die Weitsicht auf das Morgen einer Zukunft zu bekommen, in der die Menschen nicht nur Verbraucher und User sind, und die Erde und ihre Ressourcen nicht nur ein riesiger Selbstbedienungsladen. Es sind im guten Sinne Wachposten, die vor den Gefahren einer besinnungslosen Gier warnen, die nur um sich selbst kreist und kein Morgen mehr kennt. Wir brauchen heute mehr denn je Zeitansagen, die Hoffnung wecken und Lust machen, an dieser Zukunft mit zu bauen: „Wächter, wie weit ist die Nacht?“

Von jeher war es anerkannte Aufgabe der Kirche, Wächterin zu sein. Allzu oft wurde diese Aufgabe auf die moralische Ebene reduziert. In den letzten Monaten hat die Autorität der Kirche in der Gesellschaft als moralische Instanz schwer gelitten. Ist es nun nicht einmal mehr Aufgabe der Kirche, als Turmwächterin der Gesellschaft andere Zeitansagen zu machen? Das aber setzt voraus, dass sie nicht zum weltenthobenen Exil wird. Braucht sie nicht ein noch wacheres Herz für die Nacht der Menschen, einen noch weiteren Horizont und schließlich auch den Mut, jene Ruferin zu sein, die sie einmal war?

Die Turmwächter der alten Zeit hatten ihr Wächterhorn, um den neuen Morgen anzusagen und die Stadt vom Schlaf zu wecken. Die Kirchen haben dafür ihre Glocken. Noch hat die Namen Jesu Kirche keine. Dabei wäre es eine schöne und wichtige Ansage inmitten der lauten Geschäfte. Aber es wird sie eines Tages auch in ihrem Turm geben mit jenem Ruf, der aufweckt und wirbt: Gott kommt! Er ist schon da! Wacht auf, lasst uns ihm entgegengehen!

Pfarrerin Henriette Crüwell







Zu den Glocken

Glocken und Glöckchen gehören neben Weihnachtsbaum und Engeln zu den beliebtesten Weihnachtsmotiven und klingen, glaubt man einem alten und etwas kitschigen Lied, nie süßer als zur Weihnachtszeit. Im Unterschied zu den Engeln sind Glocken allerdings nicht biblisch belegt. Die Wahrheit braucht keine Glocken. Der lebendige Christus kommt in seinem Wort und Sakrament ohne jeden Marktplatz und jeden Lärm aus. Er kriecht in jeder Hütte unter und macht sie warm. Die alte Kirche, die ganz alte, kannte keine Glocken. Erste (große) Kirchenglocken, die nicht nur bei der Liturgie verwendete Handglocken waren, lassen sich erst im fünften, sechsten Jahrhundert vermuten, als das Christentum im zerbrechenden Römerreich längst etablierte Staatsreligion war. Der eigentliche historische Beleg für ihre Existenz sind ihre Träger, die Türme, die Campanili, die Zeichen eines aufragenden, sich laut bemerkbar machenden Selbstbewusstseins. Die ältesten noch existierenden christlichen Glocken stammen aus dem achten, neunten Jahrhundert. Sie waren dem Glauben des Mittelalters geschuldet und hatten die Funktion, Dämonen abzuwehren. Sie waren eine dröhnende, selbstbewusste Ansage gegenüber allen feindlichen Mächten. Sie wurden deshalb in Pestzeiten geläutet, wenn Krieg drohte seitens der „Ungläubigen“ und bei herannahenden Unwettern.

Sie waren das Glaubensbekenntnis, dass Gott in seinem Christus alles Böse besiegt hat. Glocken künden bis heute vom Sieg des Lebens.

Zu allen Zeiten gab und gibt es Menschen, in deren Ohren die Glocken zu keiner Tages- und Nachtzeit „süß“ klingen und die an dieser lautstarken Präsenz der Kirchen in den Städten Anstoß nehmen.





Selbstbewusstsein, definiert durch Lautstärke – das klingt nicht fromm. Deswegen gibt es auch innerhalb der Kirchen in jüngerer Zeit immer wieder kritische Stimmen, wenn es ums Läuten geht. Kann man sich heute noch Glocken leisten? Sollte man nicht besser soziale Projekte unterstützen?

Geläute ist sicher – wie aller Gottesdienst auch – eine ökonomische Nonsensveranstaltung, aber gerade wegen dieser Sperrigkeit notwendig.

Freilich, mit Recht können den Kirchen die Fehler ihrer jahrhundertealten Geschichte vorgehalten werden. Aber hat eine gottlose Gegenwart, eine gottlose jüngste Vergangenheit nicht viel monströseres Unrecht hervorgebracht?

In diesem Zusammenhang sei nur als historischer Schlenker erwähnt, dass alle jüngeren Diktaturen, braune wie stalinistische, stets als erstes versucht haben, den Kirchen das Läuten zu verbieten. Insofern ist der Einbau eines neuen Glockenstuhls in die Namen-Jesu-Kirche ein Hoffnungszeichen, ein Widerstand gegen den modernen Trend zu einer radikalen Diesseitigkeit.

Friedrich von Schiller hat seinem Lied von der Glocke ein Motto vorangestellt, das alten Glockeninschriften entnommen ist:

Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango.

Es ist ein Motto, das nicht nur den Sinn und Zweck von Glocken treffend beschreibt, sondern auch zur Meditation einlädt. Vielleicht kann es Sie in den Wochen vor Weihnachten und an den Feiertagen begleiten, wenn die Kirchenglocken in Ihrer Stadt erklingen:

Vivos voco: „Ich rufe die Lebenden.“

In vielen Gegenden geschieht dieser Ruf bis heute nicht etwa nur unmittelbar vor einem Gottesdienst, sondern zu festgelegten Zeiten: Morgens um 7 Uhr nicht selten als Weckruf und Erinnerung, das Tagewerk zu beginnen – natürlich mit einem Gebet. Entsprechend auch mittags zum Engel des Herrn und zum gleichzeitigen Unterbruch der Arbeit, abends um sechs zum Abendgebet und damit zum Ende des Arbeitstages. Der Sinn dieses Weck- und Erinnerungsrufes zu den Tages- und Tagzeiten war auf dem Land noch lebendig bis lange in den Gebrauch der Uhr hinein. In den Städten ist solches Brauchtum nur noch wenig im Bewusstsein, aufgrund der allgemeinen Geräuschkulisse auch oft kaum wahrnehmbar und es wird nicht selten als Ruhestörung empfunden. Dies ist symptomatisch: die dauernde Lärmberieselung ist uns zur Gewohnheit geworden, so dass wir das Wohlklingende daraus kaum noch zu filtern vermögen. Damit verbindet sich eine Anfrage: Ob uns das mal wieder gelingt, dass wir uns, wenn wir an einer zufällig läutenden Kirche vorbeigehen oder –fahren, einmal für einen Augenblick von Gott rufen, aufwecken lassen, und sei es nur, dass wir so lange schweigen. Und natürlich erst recht am Sonntag: dass wir das Gottesdienstläuten nicht nur als folkloristische Lautuntermalung zum Brunch hinnehmen.

„Wach auf, Schläfer, erhebe dich vom Tod“ (Eph 5, 14), lesen wir im Epheserbrief. Dies ist ein urchristliches Motto. Das rufen uns auch die Glocken zu. Dieser Zuruf gilt nicht für nur den Sonntagmorgen, auch nicht nur für all die Momente im Leben, in denen wir vor lauter Unwesentlichem das Wesentliche verschlafen. Wach auf, Schläfer, das gilt auch nicht nur für die permanente Übermüdung und Schläfrigkeit, die hypnotischen Halbwachzustände, in denen wir irgendeinem kleinen Glück hinterher rennen, das uns total gefangen nimmt, himmelhoch





jauchzend, und das uns doch im Nu verschlissen und zu Tode betrübt zurücklässt. Wach auf, Schläfer, erhebe dich vom Tod, das gilt fürs Ganze. Der Weckruf Jesu Christi will uns vom Tunnelblick des Lebens auf den Tod hin befreien.

Mortuos plango: die Toten betrauerere ich.

Ich weiß nicht, ob Sie die ganze Ambivalenz des zweiten Glockenspruchs mithören. Die Toten, die die tot bleiben, auch die lebenden Toten, die betrauerere ich. Dumpf klingen die Totenglocken; aber zugleich auch erschütternd. Christliches Totengeläut ist gleichzeitig immer auch ein erschütterndes Geläut, ein Geläut, dass die Werteskalen, die vollen Scheunen und guten Versicherungen, mit denen wir uns eingerichtet haben, ins Wanken bringt und die Steine auf unsern Gräbern, die Steine auch auf den unsichtbaren Gräbern, in die wir unsere unerledigten Geschichten gekehrt haben, erzittern lässt. Gott ist kein Gott der Toten, sondern der Lebenden. Die Sterblichen, die sich Zeit-lebens nicht lebendig begraben lassen wollten, die sich in ihrem Erdendasein dem Leben, dem Sieg des Lebens verpflichtet wissen und wussten, weckt die Totenglocke, weckt der Ruf Jesu auf, jetzt schon und nach ihrem hiesigen Tod. Und alles, was mit ans Licht kommt, wird im milden Licht Gottes bleiben. Aus dieser Zuversicht gilt es, wach zu bleiben.

Fulgura frango: die Blitze breche ich.

In den Städten haben wir inzwischen längst Sirenen und Notrufsysteme für die Feuerwehr. Und es ist eine Ironie der Geschichte, dass der erste Blitzableiter von einem evangelischen Pfarrer in Siebenbürgen erfunden wurde, der offenbar nicht mehr allein der Macht seiner Glocken vertraute. – In der Kultur des Mittelalters hatte das Sturmläuten eine zweifache Funktion.

Einmal war man davon überzeugt, dass das Glockengeläut wirklich die Gewalt von Blitz und Unwetter bannen würde. Die Blitze stehen in diesem Weltbild natürlich für das Böse, das hier oder dort wahllos zuschlägt und sich seine Opfer sucht. Andererseits rief das Sturmgeläut bei Feuersbrünsten aber auch die Menschen zu gegenseitiger Hilfeleistung zusammen. Der Überstieg aus solcher „Läute“symbolik in die „Leute“symbolik ist einfach: Der Weckruf Christi, der Zauber Christi, das Mysterium Christi bannt das Böse, schweiß aber auch gleichzeitig die Menschen zusammen zu solidarischer Hilfe.

Glocken machen nicht nur Bimbam. Beim Läuten geht es immer auch um Musikalisches. Im Idealfall sind alle Glocken einer Stadt aufeinander abgestimmt, ergeben sie eine Harmonie. Insofern sind harmonisch aufeinander abgestimmte Glocken unseren ökumenischen Verhandlungen und Bemühungen schon immer voraus.

Durch ein gutes Geläut tönt etwas hindurch, personiert etwas von der Harmonie Gottes. Weil er einer ist, weil sein Wesen, Vater, Sohn und Heiliger Geist, Beziehung und Liebe ist, können auch wir ihn nur abbilden in Harmonie. Dann handeln wir in Persona Christi, als Menschen, durch die Christus erklingt. Harmonisch sein heißt nicht, jede Lebenslüge oder jede Unebenheit schnell unter den Teppich zu kehren oder gar schönzureden, nur dem Augenblick zu leben und morgen schon wieder was ganz anderes zu machen oder zu denken. Harmonisch sein im Sinne Gottes heißt, so zu leben, wie er es will, sich abzustimmen – jede und jeder mit seinen/ihren individuellen Begabungen – auf ihn, den Schöpfer und Dirigenten hin. Diese Abstimmung kann Zeit und Mühe erfordern. Aber weil sie ein Ziel hat, das nicht nur der jeweils andere Mensch ist oder die mir sympathische Gruppe, sondern die Harmonie des Reiches Gottes, also eine viel größere Einheit, entlastet dieser Prozess des Sich-Einstimmens auch.





So bleibt man vor Selbstüberschätzung, aber auch vor Unterforderung und Verwahrlosung der eigenen Charismen bewahrt.

Was Glocken sind oder nicht sind, hängt von uns ab. Werden sie nur als nostalgisches Kulturgut wahrgenommen, so bleiben sie tönendes Erz und klingende Schelle. Finden sie uns wach oder wecken sie uns auf, er-innern sie uns:


1. Gott ist gegenwärtig,
2. deutlicher noch: Ihr Weckruf lautet: Gott, der Gute, ist stärker als das Böse,
3. Ihr Auferweckungsruf lautet: Er stärker als der Tod.

Alles in allem: Gerade im Advent und in der Weihnachtszeit dürfen wir uns von den Glocken aller Kirchen rufen lassen in die Harmonie des Reiches Gottes. Mit der Menschwerdung Jesu Christi feiern wir die Ankunft dieses Reiches inmitten aller irdischen Disharmonien.

Bischof em. Joachim Vobbe







Bitte unterstützen Sie uns mit einer Spende:
Stiftung Namen-Jesu-Kirche
Sparkasse Köln Bonn
BLZ 370 501 98
Kto 1901863397

Stiftung
Namen-Jesu-Kirche



Adenauerallee 61
53113 Bonn
0228-24009326
www.namenjesukirche.de

Layout: Daniel Becker
Fotos: Daniel Becker
Fr. Simon-Euskirchen